

HK: Bei allem Verständnis für spontane Resonanz sollte man doch auch diejenigen Politiker im Auge behalten, die sich in einem Gewissenskonflikt zwischen ihrer Position als Christ oder Katholik und der Parteiräson befinden. Wenn in Mönchengladbach ein SPD-Abgeordneter mit seinem CDU-Kollegen in die sonst nicht so ganz verständliche Klage einstimmt, Politiker fühlten sich von der Kirche allein gelassen, dann mochte er wohl daran gedacht haben . . .

Hemmerle: Die Aufgabe, Politiker nicht allein zu lassen, sehe ich auch sehr deutlich. Aber ich glaube, daß Verständnis und Nahesein nicht durch ein Herunterspielen der eigenen Position geschehen kann.

„Daß es nicht zur ‚Befriedigung im Monolog‘ kommt, erfordert eine große Anstrengung“

HK: Nachdem der Sozialkatholizismus totgesagt war, hörte man in Mönchengladbach wieder häufig und besonders pointiert in der Schlußrede von der katholischen Soziallehre. Wenn es mehr als eine Reverenz an den genius loci und an die einstige Tradition des Katholischen Volksvereins war und man an eine wirkliche Revitalisierung denkt, was verspricht man sich davon?

Hemmerle: Es wird sicher noch näher zu prüfen sein, was die zweifellos sehr knappe Formel von einer Revitalisierung der katholischen Soziallehre konkret bedeuten kann. Sie kann verstanden werden als ein Hervorholen alter Bücher und als das Übersetzen von alten Büchern in neue Vokabeln. Sie kann aber auch ganz anders verstanden werden. Wenn z. B. in der bildungspolitischen Diskussion gesagt wird, daß wir bislang nur eine Bildungspolitik für Abiturienten und Studenten getrieben haben und keine

für die arbeitende Bevölkerung, oder wenn u. a. auch in der Schlußrede des Präsidenten von der Notwendigkeit gesprochen wurde, an die Familienpolitik, die eine entsprechende Politik für die Alten und für die Jugend miteinschließt, ganz neu heranzugehen, so sind damit Programme genannt, die so fundamental sind, daß man sie nicht sofort mit einzelnen Aktionen auf den Tisch legen kann, die aber auf lange Strecken, so glaube ich, doch etwas Neues bedeuten. Zudem: ich glaube, was Sie selbst angedeutet haben, als Sie von den ethischen Problemen sprachen, in die uns die Sinnfrage heute stellt, und was Sie zu den fundamentalen Fragen bezüglich des Themas „Leben“ ausführten, zeigt doch, in welcher Richtung eine Erneuerung — nicht Aufwärmung — katholischer Soziallehre fällig ist. Das hat nichts mit Abkapselung und Rückwendung zu tun, sondern neue Ansätze sind da gefordert.

HK: Bernhard Vogel sprach zum Schluß von der „Chance eines neuen Anfangs“. Erwarten Sie davon den Aufbruch, wie es Vogel nannte, hinein in die Verbände, Gewerkschaften und Parteien oder nur einen Rückgewinn an Sicherheit, oder folgt gar die vielzitierte „Befriedigung im Monolog“?

Hemmerle: Was daraus wird, haben wir nie in der Hand. Daß eine Befriedigung im Monolog nicht daraus werden darf, ist mir klar. Daß es nicht dazu kommt, erfordert freilich eine große Anstrengung. Die Befriedigung darüber, daß es in Mönchengladbach verhältnismäßig „gut“ gegangen ist, „besser“ als frühere Male, kann nicht sozusagen das letzte Wort sein. Wir müssen uns gerade auch all die Spannungen, die Sie genannt haben, ganz ernstlich hinter die katholischen Ohren schreiben und daraus die Konsequenzen ziehen. Und ich denke, daß jene, die den Katholikentag mitgetragen haben, dazu auch gewillt sind, ohne daß ich nun sozusagen ein prophetisches Wort für die Zukunft riskiere.

Zeitfragen

Lesen und Glauben

Was macht die Kirche mit dem Medium Buch?

Wie in jedem Jahr wird auch die Frankfurter Buchmesse 1974 wieder als ein Festival der Superlative angekündigt: Noch mehr Aussteller, noch mehr Bücher. Allein in der

Bundesrepublik rechnet man mit 40 000 Neuerscheinungen im Jahre 1974 — eine Verdreifachung in zwanzig Jahren. Geistiger Reichtum oder Kumulierung des Überflüssigen?

Die literarische Wachstumsrate erzeugt in diesem Jahre jedenfalls mehr Skepsis und Überdruß als Freude und Selbstbestätigung. Zeitungen berichten von einer Krisenstimmung im Buchhandel. Was steckt dahinter?

Zunächst einmal die sogenannte Papierkrise. Nachdem die Papierpreise über ein Jahrzehnt hinweg stabil geblieben waren, zogen sie mit Beginn dieses Jahres erheblich an. Die Großfabrikanten nutzten die weltweite Zellstoffverknappung und den Abbau von Überkapazitäten, um wieder mit Gewinn zu kalkulieren. Ihre neue Preispolitik wird für die Buchkäufer spürbare Folgen haben. Ein Buch, das 1973 18.— DM gekostet hätte, wird im Herbst 1974 nicht unter 22.— bis 24.— DM in den Handel kommen. In den letzten beiden Jahren schlugen nur die Tarifierhöhungen der Druckereien jeweils mit etwa 12% durch, 1974 bewirken höhere Herstellungs- und höhere Papierkosten zusammen eine Ladenpreissteigerung von 20 bis 25%. Wie wird sich der Leser dazu stellen? Wird aus der Papierkrise eine Absatzkrise werden?

Die großen deutschen Taschenbuchverlage, bisher eifrige Verfechter einer literarischen Expansionspolitik, richten sich auf eine verminderte Nachfrage ein. 1975 wird die Serie Luchterhand um die Hälfte zurückgenommen. Rowohlt's Literaturmagazin „Das neue Buch“ wird in seiner Programmfolge ebenfalls halbiert. Siegfried Unseld soll nach einer unbestätigten Meldung der „FAZ“ vom 15. Juli 1974 nur auf Intervention seines Starautors Jürgen Habermas davon abgehalten worden sein, die Edition Suhrkamp einzustellen. Der Fischer-Verlag kann nach dem Rückzug des amerikanischen Partners die Fischer-Athenaeum-Taschenbücher allein nicht mehr in der geplanten Form fortführen.

Die Beispiele zeigen, daß mit der Ära Brandt auch der Hunger nach sozialistischer Weltanschauung zur Neige gegangen ist. Der Umschwung hat bedenkenswerte Parallelen mit dem plötzlichen Kursverlust des traditionellen religiösen Buches nach dem Konzil. Auch die Sortimentsbuchhändler stellen einen Überdruß an systemkritischen Traktaten fest, wie sie vor allem von den schreibfreudigen Epigonen der Frankfurter Schule verbreitet wurden. Da gerade die großen literarischen Verlage in diesem Bereich einen Ausgleich gesucht (und gefunden) hatten für die stagnierenden Absatzmöglichkeiten auf dem belletristischen Sektor, wird diese Entwicklung von der Presse mit großer Aufmerksamkeit registriert.

Die Demoskopien sprechen von Lesemüdigkeit

Ist der Zerfall linker Zukunftsgläubigkeit der Kern der Krise? Dann wäre sie durch Kurskorrekturen behebbar. Die Verlage bräuchten nur auf die konservative Welle zu setzen, um die Leser bei Laune zu halten. Doch das Mißvergnügen des Publikums scheint sich nicht nur auf diese oder jene Ideenrichtung, sondern auf das Buch selbst zu

beziehen. Symptomatisch dafür ist eine allgemeine Lesemüdigkeit, die in diesem Frühjahr durch zwei voneinander unabhängig ermittelnde Marktforschungsfirmen diagnostiziert wurde: das Ifak-Institut, das im Auftrag des Verlages Bertelsmann das Freizeitverhalten der Bevölkerung analysierte (veröffentlicht in „Bertelsmann-Briefe“, Heft 81), und das Institut für Demoskopie in Allensbach, das für den Börsenverein des Deutschen Buchhandels zum zweitenmal eine große Leserumfrage durchführte (veröffentlicht im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, Nr. 39/1974). Besonderen Wert legte der Börsenverein vor allem darauf, mit Hilfe von Standardfragen den Trend zu vermessen. So konnte ein Beobachtungszeitraum von etwa zwanzig Jahren rekonstruiert werden. Das erstaunlichste Ergebnis: Das Verhältnis von Intensivlesern, Quartalslesern und Nichtlesern ist konstant geblieben. Weder Bildungswerbung noch beruflicher Leistungsdruck, weder die wachsende Freizeit noch das deutlich angewachsene politische Engagement haben ein stärkeres Leserinteresse hervorgerufen. Die Zahl der Nichtleser hat sogar leicht zugenommen. Der wöchentliche Aufwand für die Mediennutzung ist von 1967 bis 1973 von durchschnittlich 25 auf 31 Stunden gestiegen. Der Zeitgewinn von 6 Stunden kommt aber lediglich dem Radio- und Schallplattenhören sowie dem Fernsehen zugute, auf das jetzt etwa 12 1/2 Stunden je Woche „verbraucht“ werden. Für die Druckmedien bleibt der Zeitaufwand konstant. In die Buchlektüre investiert der Bundesbürger durchschnittlich nicht mehr als drei Stunden, davon zwei Stunden für Unterhaltungsliteratur — mit leicht rückläufiger Tendenz.

Tabelle 1:

| Zeitinvestition in dem Umgang mit Medien | Index | | |
|--|-----------------|-----------------|-----|
| | Oktober 1967 | Oktober 1973 | |
| | (1967 = 100) | | |
| Fernsehen | 9 Std. 38 Min. | 12 Std. 22 Min. | 128 |
| Radio hören | 5 Std. 16 Min. | 7 Std. 38 Min. | 145 |
| Zeitung lesen | 3 Std. 43 Min. | 3 Std. 59 Min. | 107 |
| Illustrierte, Zeitschriften lesen | 2 Std. 17 Min. | 2 Std. 21 Min. | 104 |
| ein Buch zur Unterhaltung lesen | 2 Std. 17 Min. | 1 Std. 56 Min. | 91 |
| ein Buch lesen, das zur Weiterbildung beiträgt | 1 Std. 5 Min. | 1 Std. 8 Min. | 105 |
| Schallplatten hören | 50 Min. | 1 Std. 33 Min. | 184 |
| | 24 Std. 56 Min. | 30 Std. 59 Min. | 124 |

Quellen: Lesekultur in Deutschland, 1974, Tab. 1. — Die Angaben beziehen sich auf die erwachsene Bevölkerung in der BRD und Berlin (West).

Die Krise hängt also zusammen mit einer Veränderung des gesamten Kommunikationsverhaltens. Innerhalb des Beobachtungszeitraums von 20 Jahren konnte sich das Fernsehen als das beherrschende Informations- und Unterhaltungsmedium durchsetzen. „Angenommen, Sie dürften nur noch eine Informationsquelle haben — die Zeitung, das Fernsehen, den Rundfunk oder die Illustrierte. Für was würden Sie sich entscheiden?“ wurde in einer anderen Allensbacher Umfrage 1972 gefragt. 52% entschied

den sich für das Fernsehen, 32% für die Zeitung, 15% für den Rundfunk, 1% für die Illustrierte.

Von dem oft prophezeiten Überdruß der Bevölkerung an der „fünften“ Wand ist demoskopisch nichts festzustellen. Im Gegenteil, die Programmfolgen der Fernsehanstalten skandieren heute den Tagesablauf des Bürgers wie das Angeläuteln im Mittelalter. Seitdem das ZDF mit seiner aktuellen Abendsendung schon um 19.00 Uhr beginnt, wird in vielen Familien früher zu Abend gegessen.

Angeht dieser Wettbewerbssituation werden die Chancen des Lesers auch nicht durch den erheblich gewachsenen Buchbesitz verbessert. 1973 klagte man noch, daß jeder dritte Haushalt ohne Bücher sei. Der Anteil der aliterarischen Haushalte ist heute auf 6% gesunken. In der gleichen Zeit stieg der Anteil der Haushalte mit mehr als 100 Büchern von 10% auf 31%, aber vor die Frage gestellt, ob man bereit wäre, seinen literarischen Besitz weiter auszubauen, selbst dann, wenn Geld und Platz keine Rolle spielen würden, antworteten $\frac{2}{5}$ aller Befragten, die bereits mit Büchern leben, klar mit Nein. Viele Personen, darunter auch intensive Leser, empfinden ungelesene Bücher als eine unwillkommene Herausforderung, keineswegs als eine für Augenblicke der Muße bereitstehende Sammlung.

Tabelle 2:

Lesefrequenz und Medienbesitz im Trend

| | 1953 % | 1955 % | 1962 % | 1967 % | 1973 % |
|---|-----------|-----------|-----------|-----------|-----------|
| Lesefrequenz | | | | | |
| Es nahmen ein Buch zur Hand | | | | | |
| — innerhalb der letzten 14 Tage | 43 | — | 39 | 43 | 44 |
| — länger her, aber innerhalb des letzten Monats | 9 | — | 10 | 8 | 8 |
| — länger her, aber innerhalb des letzten Jahres | 24 | — | 24 | 22 | 20 |
| — länger her, lese nicht, weiß nicht, keine Angaben | 14 | — | 27 | 27 | 28 |
| | 100 | — | 100 | 100 | 100 |
| Buchbesitz | | | | | |
| — keine Bücher | — | 35 | 20 | 9 | 6 |
| — weniger als 10 Bücher | — | 11 | 11 | 6 | 5 |
| — 10 — unter 30 Bücher | — | 22 | 29 | 26 | 23 |
| — 30 — unter 100 Bücher | — | 19 | 26 | 33 | 35 |
| — 100 Bücher und mehr | — | 10 | 13 | 26 | 31 |
| — keine Angaben | — | 3 | 1 | x | x |
| | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 |
| Fernsehen | | | | | |
| Fernsehen im Haushalt | | | | | |
| — vorhanden | — | (4) | 40 | 73 | 95 |
| — nicht vorhanden | — | 96 | 60 | 27 | 5 |
| | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 |
| Rundfunk | | | | | |
| — Betriebslizenz | — | 75 | 86 | 86 | 84 |
| — keine Betriebslizenz | — | 25 | 14 | 14 | 16 |
| | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 |

Quellen: Lesekultur in Deutschland, 1974, Tab. 5, 8, ferner Archiv. — Die Angaben beziehen sich auf die erwachsene Bevölkerung in der BRD und Berlin (West).

Die von Allensbach registrierte relative Abwertung der Lese- und Buchkultur wird von der Ifak-Untersuchung in vielen Details bestätigt. An der Richtigkeit der Ermittlung ist nicht zu zweifeln. Kontrovers ist jedoch ihre Bewertung.

Was ist Lesen wert?

Die einen meinen, daß die Untersuchungen eine gesellschaftlich wünschenswerte Entwicklung widerspiegeln. Der kulturelle und geistige Partizipationsprozeß werde durch die Funkmedien schneller und wirkungsvoller vorangetrieben als durch Bücher, deren Inhalte man sich nur durch einen mühsamen Dechiffrierungsprozeß aneignen kann. Rundfunk und Fernsehen ersparen dem Publikum also einen „Umweg“. Sie fördern die Chancengleichheit durch den Abbau bürgerlicher Bildungsprivilegien. Die anderen sehen in dem Umgang mit Büchern einen untrüglichen Indikator für Selbständigkeit und schöpferisches Vermögen, gerade *weil* ihre Rezeption eine mehr oder minder starke Eigenaktivität voraussetzt. Man kann sich vom Hörfunk berieseln lassen, kann Bildfolgen gedankenlos konsumieren. Aber Lektüre geht nur dann vonstatten, wenn man in der Lage ist, etwas vor sich selbst und für sich selbst aufzuführen. Eine Druckseite ist nichts anderes als ein Notenblatt der Phantasie. Von dieser Position aus ist Lesen nicht nur ein Informations-, sondern auch ein Trainingsvorgang und Lesemüdigkeit ein Signal für eine nachlassende Bereitschaft zur Selbstgestaltung. Was von der einen Position her als „Demokratisierungsvorgang“ begrüßt wird, erscheint daher von der anderen Seite her eher als Kollektivierungstendenz. Hat sie naturgesetzlichen Charakter oder wird sie aktiv gefördert?

Zu beobachten ist, daß die Vertreter einer Bildungsreform, die vom Credo des Klassenkampfes ausgehen, mit Vorrang eine Demontage der Literaturerziehung betreiben, indem sie den Deutschunterricht einseitig unter den Aspekt der Spracherziehung stellen. „Wenn Kommunikation zum neuen Stern von Bethlehem schulischer Erziehung wird, dann wird die menschliche Entfaltung auch in einer bücherfeindlichen Weise verkürzt...“, sagte *Hanna-Renate Laurien* kürzlich dazu. „Wenn nur das Team und nicht auch die Einzelarbeit zählt, nur der Unterricht propagiert wird, der projektfähig ist, und nicht auch der, der eine Einzel-Eigen-Leistung zuläßt, dann mache ich Lesegeohnheit letztlich unmöglich.“

Freilich haben die Vertreter einer Klassenkampfpädagogik allen Grund, diese Schulpolitik zu betreiben. Sie müssen nämlich befürchten, daß ein eingeübtes Verhältnis zur Literatur das Entstehen autonomer Persönlichkeiten begünstigt, deren Ansichten nicht so ohne weiteres zu programmieren sind. Aus dem gleichen Grunde können totalitäre Regime nie auf Index und Zensur verzichten. Sie nehmen dafür selbst die Diskriminierung vor der Weltöffentlichkeit in Kauf. Allerdings blieb es der Bundesrepublik vorbehalten, eine lautlose, verfassungskonforme Methode zur Zerstörung von Lesekultur zu finden: die sogenannten Rahmenrichtlinien für den Deutschunterricht in Hessen.

Den Diktatoren ist Lesen alles andere als eine Privatangelegenheit. Es fördert die Kreativität als eine Voraus-

setzung des zivilisatorischen Fortschrittes, es macht zugleich den Bürger politisch „unzuverlässig“. So befindet sich die UdSSR in dem Dilemma, einerseits das Leseinteresse nachhaltig zu fördern, andererseits aber die damit provozierte Möglichkeit geistiger Auseinandersetzung sofort wieder unter Kontrolle zu bekommen. Ohne Zweifel ist die Television für autoritäre Regime das problemlose Medium, nicht nur, weil Zentralredaktionen leichter zu überwachen sind, sondern vor allem, weil der zwanghafte Ablauf der Sendungen eine gründliche Reflexion ihrer Inhalte nicht erlaubt. Während der Rezipient bei Buch und Zeitung den Aufnahmehythmus selbst bestimmt, wiederholen kann, was er noch einmal durchdenken will, mit anderen Quellen vergleichen kann, um sich ein abgewogenes Urteil zu bilden, legen die Funkmedien den Rezipienten auf ihren Zeitrhythmus fest. Er kann weder zurückblättern noch innehalten noch vergleichen. Der Fernsehschauer ist viel leichter als der Leser einer Manipulation ausgeliefert.

Mit Recht fordert man daher bei uns, dem Zeitungssterben entgegenzuwirken. Diese Forderung muß aber integriert werden in eine umfassendere Zielsetzung, nämlich dem Zerfall der Lesekultur entgegenzuwirken, um das kritische und das kreative Vermögen auch im Zeitalter der Funkmedien wachzuhalten. Empirisch nachweisbar ist, daß eifrige Leser vom Fernsehen einen selektiven Gebrauch machen, während Personen mit geringer Lektürefähigkeit dem Medium gleichsam widerstandslos verfallen sind. Eine Politik für das Buch wäre daher keine Konjunkturfürhilfe für Autoren und Verlage, sondern Demokratisierungsimpuls im liberalen Sinne: Stärkung der bürgerlichen Unabhängigkeit.

Gibt es ein konfessionell begründetes katholisches Leserdefizit?

Hier müßte eigentlich auch das Interesse der Kirchen einsetzen, sofern sie ihren Auftrag darin sehen, zur innerweltlichen Befreiung des Menschen beizutragen. Freilich ist eine ausgeprägte Lesekultur für die kirchliche Amtsführung ebenso unbequem wie für die staatliche. Man darf nicht annehmen, daß der Leser sein kritisches Vermögen nur nach der einen Seite hin anwendet. *Gerhard Schmidtchen* hat anhand der Synodenumfragen nachgewiesen, daß eifrige Leser in einem erheblich stärkeren Konflikt mit kirchlichen Lehräußerungen leben als Personen mit geringen Lesezeiten. Einer streng auf dogmatischen Konsens bedachten Kirchenleitung könnte also die diagnostizierte Lesemüdigkeit nur recht sein. Diesen Standpunkt wird in einer deutschen Kurie sicher niemand einnehmen. Aber es geht nicht um das Tolerieren von Lesen, sondern um das Integrieren von Lesen in die christliche Existenz. „Es wird in Zukunft schwierig sein, ohne Buch Christ zu sein“, sagte Weihbischof *Walter Kampe* einmal auf einer Buchhändler-tagung.

Trotz ihres breit ausgebauten Bibliothekswesens ist die katholische Kirche hier im Rückstand. Demoskopisch zeigt sich das in dem sogenannten katholischen Leserdefizit, das vor 10 Jahren entdeckt und seitdem mehrfach bestätigt wurde. Es ist auch in der neuen Leserumfrage des Börsenvereins wieder in den Blick gekommen: 43% aller Protestanten, aber nur 35% aller Katholiken greifen täglich oder doch wenigstens einmal oder mehrfach in der Woche zu einem Buch. Bei Protestanten findet man im Durchschnitt 98 Bücher, bei Katholiken nur 74 Bücher im Haushalt vor. Der relative Abstand hat sich gegenüber den Ermittlungen aus dem Jahre 1955 kaum verändert.

Tabelle 3:

| | Konfessionell unterschiedliches Verhältnis zu Buch und Buchhandlung | | |
|---|---|------------|-----------------------------|
| | Protestanten | Katholiken | Andere oder ohne Konfession |
| | % | % | % |
| Lesefrequenz | | | |
| Es nehmen ein Buch zur Hand | | | |
| — täglich | 12 | 8 | 20 |
| — mehrmals in der Woche | 18 | 16 | 28 |
| — etwa einmal in der Woche | 13 | 11 | 11 |
| — so alle 14 Tage | 7 | 6 | 4 |
| — ungefähr einmal im Monat | 7 | 8 | 8 |
| — seltener, nicht jeden Monat | 12 | 13 | 11 |
| — in den letzten 12 Monaten kein Buch gelesen | 31 | 38 | 18 |
| | 100 | 100 | 100 |
| Buchbesitz | | | |
| Durchschnittlich im Haushalt vorhandene Bücher | | | |
| — Juli 1955 | 42 | 30 | 55 |
| — Oktober 1973 | 98 | 74 | 173 |
| Aussagen über die Buchhandlung | | | |
| — In einer Buchhandlung kann man sich über alles informieren | 47 | 39 | 47 |
| — In der Buchhandlung erfährt man immer, was es Neues gibt, man bleibt auf dem laufenden | 45 | 36 | 38 |
| — Einen Besuch in der Buchhandlung finde ich anregend | 38 | 30 | 51 |
| — Ich gehe gern in eine Buchhandlung, um mich umzuschauen, eigene Entdeckungen zu machen | 35 | 27 | 40 |
| — In Buchhandlungen fühle ich mich ausgesprochen wohl | 23 | 16 | 32 |
| — Abends oder am Wochenende würde ich bestimmt gern mal in eine Buchhandlung reinschauen. Aber in dieser Zeit sind sie ja geschlossen | 14 | 16 | 13 |
| — Ich kaufe gern Bücher im Warenhaus ein | 10 | 12 | 13 |

Quelle: Lesekultur in Deutschland, 1974, Tab. A 2, A 5, A 58.— Die Angaben beziehen sich auf die erwachsene Bevölkerung in der BRD und Berlin (West).

Man hat eine Zeitlang geglaubt, diesen Abstand fast allein aus der Sozialstruktur der Katholiken erklären zu können. Aber die Differenz bleibt auch bestehen, wenn man Katholiken und Protestanten derselben Ortsgröße, desselben Sozialmilieus oder derselben Einkommensgruppe vergleicht. Sie kann auf andere Faktoren nicht zurückgeführt werden. Wie erklärt sich diese auffällige inter-

konfessionelle Differenz? Gerhard Schmidtchen ist dieser Frage in seiner soziologischen Analyse konfessioneller Kultur „Protestanten und Katholiken“ (vgl. HK, April 1974, 178) im Zusammenhang nachgegangen. Er zeigte, daß das offene System, in dem Protestanten leben, die geistige Aktivität stärker herausfordert. Dies zeigt sich sogar am Rande der Leserumfrage des Börsenvereins. Protestanten fühlen sich offenbar wohler im Sortiment, schätzen stärker die eigene geistige Entdeckung, legen mehr Wert darauf, sich rundum zu informieren. Katholiken dagegen verraten eine gewisse Unsicherheit, indem sie tendenziell stärker zu dem überschaubaren Angebot des Warenhauses neigen oder sich lieber einmal nach Feierabend in einer Buchhandlung orientieren würden. Wie immer diese Aussagen im einzelnen zu werten sind, sie deuten auf das Kernproblem des katholischen Leserdefizits hin: auf die etwas schwächer entwickelte Autonomie.

Ein Beispiel aus dem Taschenbuchbereich

Daß die traditionelle kirchliche Buchpolitik wenig dazu beigetragen hat, Autonomie durch Lektüre zu fördern, ist offenkundig. Weder Index und Zensur noch das im 19. Jahrhundert entwickelte Konzept einer integralistischen Eigenkultur provozierte die Bereitschaft, sich Alternativen auszusetzen. Die Situation des Pluralismus, mit der der Christ heute fertig werden muß, gebietet jedoch ein Umdenken im Sinne einer offenen Buchpolitik. Dabei ist Offenheit nicht mit Standpunktlosigkeit gleichzusetzen.

Über die Frage, ob sich Katholizität und Liberalität im Sinne von Offenheit vereinbaren lassen, kann man, von verschiedenen Vorbegriffen her, theoretisch endlos streiten. Es mag darum nützlicher sein, die Frage an einem Modell zu diskutieren, das diese Spannung von Anfang an aufzunehmen versuchte: die Herderbücherei. Dieses Vorgehen bietet sich auch an, weil man keine Absichtserklärungen, sondern Ergebnisse prüfen kann.

So wie in den sechziger Jahren die Notwendigkeit einer überregionalen katholischen Wochenzeitung diskutiert wurde, forderte man in den fünfziger Jahren eine katholische Taschenbuchreihe. Der Wunsch, den zügig aufgebauten allgemeinen Pocket-Book-Serien eine Alternative von katholischer Seite entgegenzustellen, wurde immer wieder an den Verlag Herder herangetragen. Also ein religiös orientiertes Ergänzungsprogramm zu den „liberalen“ Taschenbuchserien? Eine preiswerte Edition christlicher Unterhaltungsliteratur? Oder gar eine Initiative gegen „Schmutz und Schund“ oder eine die politischen Linien der Adenauer-Ära abdeckende aktuelle Informationsreihe? Die Gründer der Herderbücherei hatten ein anderes Bild von ihrer Aufgabe. Sie waren davon überzeugt, daß man Probleme des Glaubens heute nur noch in einem für alle Weltprobleme geöffneten Horizont glaubwürdig darstellen könne. Ihr Konzept war nicht ein qualifiziertes

Kirchenblatt in Pocket-Book-Form, sondern eine allgemein interessierende Serie, die sich grundsätzlich von den anderen Serien nur darin unterschied, daß sie die religiöse Frage ihrem Bedeutungscharakter entsprechend mit einschloß. Der geistigen Reichweite sollte eine soziale Reichweite entsprechen. Der Leserkreis wurde quer zu den konfessionellen Grenzen gesucht, der allgemeine Buchhandel davon überzeugt, daß man am Taschenbuchständer nicht nur „wertfreie“ Information und Unterhaltung sucht.

Dieses Konzept ging auf, solange bis — ideengeschichtlich angeregt durch die Frankfurter Schule — eine massive Ideologisierung des Leseinteresses, vor allem auch bei jungen Intellektuellen, einsetzte. Die Herderbücherei geriet in den Windschatten des Interesses, eine Anpassung an den „Zeitgeist“ hätte nahegelegt. Aber wäre die Verbreitung von Weltanschauungsliteratur (wenn auch mit anderem Vorzeichen) nicht einem Rückfall in das 19. Jahrhundert gleichgekommen? Sinnvoll erschien es, die geweckte Sensibilität für Mitmenschlichkeit aus der typisch deutschen Verklammerung mit dem theoretisierenden Utopismus zu befreien und mit Vernunft und Erfahrung zu versöhnen. Vor allem die Erfolge, die Christa Meves mit ihren Taschenbüchern fand (500 000 Exemplare in drei Jahren), waren ein Signal dafür, daß diese Linie bei den Lesern auf wachsende Zustimmung stößt. So kann diese Taschenbuchreihe ihr Programm ausbauen in einer Situation, in der der Überdruß an ideologischen Traktaten andere Taschenbuchverleger zur Reduzierung ihrer Programme zwingt.

14 Millionen Herderbücherei-Bände wurden seit 1957 verbreitet. Die Spitze halten *Karl Rahner* (600 000), *Christa Meves* (500 000) und der diesjährige Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels *Roger Schutz* (250 000). Sechs Millionen Leser bilden nach einer Allensbach-Umfrage des Jahres 1973 das Publikum der Herderbücherei, 3,7 Millionen Katholiken, 2,2 Millionen Protestanten, 0,3 Millionen Konfessionslose. Jeder Zweite steht seiner Kirche fern, hat aber eine Chance, über das Programm der Herderbücherei mit Glaubensinformationen in Kontakt zu kommen.

Unter den qualifizierten Taschenbuchserien erreicht die Herderbücherei einen Marktanteil von etwa 5%. Was das für die Präsenz evangelischer und katholischer Autoren in der Öffentlichkeit bedeutet, wird anschaulich, wenn einem in einem beliebigen Bahnhofskiosk zwischen Kriminalroman und neomarxistischen Analysen eine Meditation von *Helmut Thielicke* oder *Walter Niggs* Prognose „Die Heiligen kommen wieder“ begegnen — mitten in der Freihandelszone des modernen Geistes. Die *Herderbücherei* steht unter den großen deutschen Pocket-Book-Verlagen, die zusammen 80—85% des Taschenbuchgeschäftes bestreiten, sowohl umsatzmäßig als nach Bekanntheitsgrad an 8. Stelle. 26 Millionen Taschenbuchkäufer (56% aller Erwachsenen in der BRD) registrierte Allensbach 1973. 10 Jahre vorher konnte erst ein Drittel der Bevölkerung

dieser Gruppe zugerechnet werden. Das ist ein realer Zuwachs von 11 Millionen Personen. Aufschlußreich in der für die Herderbücherei durchgeführten Trendanalyse ist, daß inzwischen viel ältere Leute ihre Vorbehalte gegen das neue Medium aufgegeben haben. Unter den mehr als 60jährigen stieg der Anteil der Taschenbuchkäufer von 23% (1963) auf 41% (1973). Auch die Leser mit einfacher Schulbildung haben sich mit dem Pocketbook angefreundet, das lange Zeit als preiswertes Informations- und Unterhaltungsmedium der gehobenen Mittelklasse galt.

Jährlich erscheinen etwa 2000 belletristische Titel und 1500 Sachbücher im weitesten Sinne. In diesem Non-fiction-Sektor spielt sich der ideologische Kampf ab, von dem eingangs die Rede war. Hier ist das Taschenbuch über die Funktion der Wegwerflektüre hinausgewachsen, hier geht es um Gesellschaftsveränderung durch Bewußtseinsveränderung. In dieser Auseinandersetzung die Stimme überzeugter Christen vernehmbar zu machen ist die Rolle, die der Herderbücherei zugefallen ist, ohne kirchenamtliches Mandat, gleichsam als „Geschäftsführung ohne Auftrag“.

Braucht die Kirche eine neue Buchpolitik?

Läßt man diese Reihe aus dem Bereich des Taschenbuchs als ein praktikables Beispiel gelten, dann lassen sich einige Hinweise für eine zeitgemäße katholische Buchpolitik formulieren.

1. Es ist notwendig, die *Grunderfahrung des Pluralismus* ernst zu nehmen. Schon durch den modernen Kommunikationsprozeß ist der Christ den geistigen Strömungen unserer Zeit unmittelbar ausgesetzt. Eine literarische Bewahrungspädagogik würde ihn dauerhaft unfähig machen, seinen Standpunkt zu behaupten. Wirkungsvoll ist nur eine Erziehung zum kritischen Lesen.
2. Kritikfähigkeit bildet sich vor allem im Gespräch. Es genügt daher nicht, Pfarrbibliotheken und Schriftenstände zu unterhalten. Man muß Möglichkeiten suchen und schaffen, wo Christen ihre Leseerfahrung austauschen können.
3. Eine Engführung des pastoralen Interesses auf das religiöse Buch wäre kurzsichtig. Die *Verdrängung des Lesens durch das Fernsehen* hat unmittelbare Folgen auch für die Verkündigung. Ein Christ, der nur noch auf den Konsum von Bildfolgen eingestellt ist, wird auf Dauer auch mit den Worten der Bibel nichts mehr anzufangen wissen.
4. „Gott braucht Leser“, hieß es einmal. Ob er Fernseher braucht, ist ziemlich fraglich. Der innerkirchlichen Organisation und dem pastoralen Interesse scheint aber die umgekehrte Prämisse zugrunde zu liegen. Bezeichnenderweise hat das Konzil in seiner Verlautbarung über die modernen Kommunikationsmittel die Funktion des Buches schlechthin vergessen. Diese *Gewichtung zugunsten der neuen Massenmedien* sollte zumindest einmal mit Hilfe der empirischen Sozialforschung kritisch überprüft

werden. Hat sich hier nicht eine unreflektierte Mediengläubigkeit eingeschlichen?

5. Der Leser braucht, gerade angesichts der leichteren Medienkonkurrenz, eine permanente Ermutigung. Erlebt er seinen Pfarrer als Leservorbild? Hört er jemals eine Predigt über eine wichtige Neuerscheinung? Findet er in den Gemeindemitteilungen wenigstens ab und zu einen originellen Buchhinweis? Merkt man dem Schriftenstand an, daß er von einem Leser geführt wird? Liegen für die Gläubigen, die außerhalb der Gottesdienstzeiten die Kirche besuchen, ein paar gut ausgewählte Bücher als Betrachtungshilfe bereit? Gehört ein abendliches Novitätengespräch (z. B. mit Eltern über Kinderbücher) in der Buchhandlung zu den festen Punkten im Veranstaltungskalender der Pfarrei? Es gibt sicher auf der Gemeindeebene schon viele Erfahrungen. Wer hat den Auftrag, sie zu sammeln, zu systematisieren, mit den Erfahrungen aus der evangelischen Kirche (z. B. Arbeitsgemeinschaft Christ und Buch) zu vergleichen und in Anregungen für die Pfarrei zu übersetzen? Buchpastoral muß Arbeit an der Basis sein. Es genügt nicht, daß Literaturgespräche auf der überregionalen Ebene der Akademien stattfinden.

6. Da man nicht voraussetzen kann, daß jeder Pfarrer ein lebendiges Verhältnis zum Buch hat, ist die Mitwirkung von fachkundigen Laien bei der Bucharbeit (ebenso wie bei der Pfarrbibliothek) angezeigt. Lesen kann im Grunde nur durch Leser vermittelt werden.

7. Der Respekt vor der Freiheit der Auseinandersetzung verlangt eine Änderung der Zensurpraxis. Wäre es nicht ausreichend, nur für solche Texte das Imprimatur vorzuschreiben, die lehramtlichen oder gottesdienstlichen Charakter beanspruchen, wenn gleichzeitig deutlich gemacht wird, daß alle nichtimprimierten theologischen und religiösen Bücher Auslegungen, Diskussionsbeiträge, Denkanstöße einzelner Autoren sind? Dann würden nämlich auch die Buchprozesse überflüssig, die für das geistige Klima in der Kirche eine Belastung sind; denn der Autor, der sein Buch nicht imprimieren läßt, macht dann dadurch deutlich, daß er zwar *innerhalb*, aber nicht im Namen der Kirche spricht, so daß der Leser das Risiko des Irrtums mit einkalkuliert. Die Beschränkung des Imprimatur auf Bücher mit kirchenrechtlichem Charakter würde vielleicht auch dazu beitragen, ein gewisses Absicherungsdenken in der katholischen Kirche abzubauen.

8. Unverkennbar wird es der katholischen Kirche nicht leicht fallen, zur Lesekultur als einer Kultur der Freiheit ein unbefangenes Verhältnis zu finden. Eine 500jährige Geschichte der Kontrolle des Autors und des Lesers hat die Vorstellungen und die Verhaltensnormen tief geprägt. Vielleicht müßte diese Geschichte einmal als eine Geschichte der mißglückten Unterwerfungen geschrieben werden, damit man genügend Distanz von ihr gewinnt, um über das Verhältnis von Lesen und Glauben in einer Zeit wachsender Mündigkeit schöpferisch nachzudenken.

Ludwig Muth